

Hein Dietel

Skizze von E. L. Gageborn.

„Du, Dein, der Sommer ist nun auch vorbei“, sagte Willi zu seinem Freunde. Der kuckte etwas, das Zustimmung oder auch was anderes bedeutete konnte, und guckte einen kleinen Aderfleck zu, die mit Ausdauer auf einem vergilbten Stankensblatt eine Weltreise unternahm. Da sie aber daran nichts Genußbares fand, glitt sie mühelos und ohne Erschütterungen auf ein Stück Zeitungspapier über und betastete mit ihren Stielzungen eine schwarzumrandete Anzeige mit der fettgedruckten Schlagzeile „Gemaldekunstion“. Plötzlich suchte in Willi ein Gedanke auf:

„Einen anständigen Anzug, wenn ich den hätte, da täte ich morgen Geld verdienen.“

„Wo denn?“ fragte Hein.

„Wille stieß mit der Spitze seines rechten Schuhs auf die Anzeige: „Da!“

„Hein lachte kurz auf: „Wille! Vielleicht Bilder kaufen?“

„Klar.“

„Hein wurde lüthend: „Bist ja verrückt. Wovon denn, von Deinem Stempelgeld?“

„Willi suchte mit der Schulter: „Man muß nur Murr haben. — Kaufste mir keinen Anzug pumpen? Soll Dein Schaden nicht sein.“

„Hast selber keine bessere Schale. Mein Bruder, der hat einen, gib'n aber nicht her.“

„Wag drei Stunden brauch ich ihn, dann kriegst'n wieder.“

Vor der vornehmen Privatvilla standen einige Kraftwagen. Ein gutes Dutzend Interessenten hatte sich eingefunden. An den Wänden und auf Staffeleien waren die zum Verkauf ausgestellten Bilder in ein glänzendes Licht gerückt. Man bot jährend, einige kleinere Delgenmilde waren zu niedrigen Preisen angeschlagen worden. Nun schritt der Auktionator zu einem Gemälde, das in einem breiten Rahmenrahmen allein an der Schmalseite des Raumes hing. Ein Landschaftsbild, das durch seinen farblich blauen Ton und die peinliche Ausführung besonders auffiel. Sofort kam Leben in den Besucher. Man blätterte in dem Katalog, schrieb Notizen auf den Rand, eine Spannung lag über dem stillen Raum.

„Ein echter Jan Brueghel“, rief ein etwas heiserer Stimme des Auktionators, der Sambrueghel, 1608 schätzungsweise. Katalogwert 80 000 Mark. — Wer bietet?“

„Zehntausend“ rief ein bieder Herr und puchte eifrig seine goldgerandete Brille.

„Zehntausend sind geboten.“

„Zehntausend“, sagte ein kleiner Mann und blickte auf den Dicken.

„Eiffenhundert“, überbot dieser.

„Eiffenhundert zum ersten.“

„Zehntausend“, rief der kleine und trippelte nervös zwei Schritte vor.

„Zehntausend sind geboten. Zum ersten, zum zweiten.“

„Zehntausend“, erhob sich eine Stimme von der Tür her.

Alle blickten sich nach dem jungen Mann in dem schlichten blauen Anzug um; keiner hatte ihn vorher bemerkt. Es mußte ein Interessent sein, der eben erst gekommen war.

„Zehntausend zum ersten.“

Der Dide fuhr sich mit seinem seidnen Taschentuch über die Glase, „Zehntausendhundert.“

„Zehntausend“, bot der junge Mann. Einige lachten schadenfroh. Der kleine nervöse Herr steckte seinen Katalog in die Rocktasche. Hier gab es einen Kampf, dem er nicht gewachsen war.

„Zehntausend sind geboten. Zum ersten, zum zweiten, niemand mehr.“

Der Dide schnappte nach Luft: „Zehntausend.“

„Zehntausend“, sagte der junge Mann und zündete sich gleichmütig eine Zigarette an.

„Zehntausend zum.“

Der Auktionator wurde von dem dicken Herrn unterbrochen, der ihm einige Worte zuflüsterte. „Zehntausend sind das letzte Gebot“, sagte der Auktionator, „ich unterbreche für eine halbe Stunde.“

Der Dide fuhr sich sofort auf den jungen Mann los: „Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?“

„Bitte.“

Er zog ihn in das Nebenzimmer, in dem nur einige billige Möbel wahllos umherstanden.

„Für wen bieten Sie?“ fragte der Dide.

„Geschäftsgeheimnis.“

„Das Bild ist nicht mehr wert als fünfzehntausend Mark, wo heute das Geld so knapp ist.“

„Dann hätten Sie doch keine sechzehn bieten sollen.“

„Ich habe einen Auftrag, von einem Amerikaner.“

„Blicke den jungen Mann trübsinnig an.“

„Möglich, interessiert mich aber nicht.“

„Weiter als bis achtzehn gehe ich nicht.“

„Dann werde ich kaufen.“

„Was wollen Sie mit dem Bild? Sie werden darauf sitzen bleiben.“

„Es gefällt mir.“

„Ich gebe Ihnen zweihundert Mark, wenn Sie nicht über achtzehn bieten.“

Der junge Mann verzog geringschädig die Mundwinkel und blickte aus dem Fenster: „Und meine Provision?“

„Zweihundert...“

Der Dide schloß, schenkte sich in sein Taschentuch und sah sein Gegenüber gelangweilt an.

„Zehntausend“, rief er endlich hervor.

„Gedacht!“

„Mensch, Dein“ fragte Willi und kuckte auf einem Schnitzel, was hätte denn angefangen, wenn Du auf die sechzehn Willi hängen gelassen wärst?“

„Geträut! Was denn anders? Proßt!“

Abenteuer auf der Landstraße.

Skizze von Fritz Schild-Wien.

Die Landstraße war nicht schön. Sie führte an grauen Feldern vorbei, an Telegraphenstangen und ab und zu an einer verfallenen Bauernhütte mit bemauertem Dach. Außer dem hatte endloser Regen in sie zähen Schlamm verwandelt, der gegen das Auto spritzte. Der Wagen dagegen war schön, eine sehr elegante Limousine, viel zu schön für die bähliche Gegend und die absehbare Fahrt, und das Reisende an ihm war die Fahrerin, eine verhältnismäßig Sportmädchen, sondern eine anmutige, durchaus frauliche Erscheinung.

Die Landstraße war fast menschenleer. Zweimal kam dem Auto ein Lastwagen entgegen und einmal ein Motorrad, auf dem ein Landjäger saß. Diese Begegnungen interessierten die junge Dame nicht. Erst das nächste Zusammenreffen fand sie eigenartig und reizvoll. Am Rande der Landstraße lag auf dem zerwühlten Graben ein junger Landstreicher. Er saß dort in einer Hoffnungslosigkeit, die das Herz der jungen Dame rührte. Da er überdies ein hübscher Kerl war, so überlegte die Fahrerin nicht lange, hielt ihren Wagen an und rief: „Hallo! Wenn Sie wollen, können Sie bis zu meiner Villa mitfahren.“

Der Vagabund hob den Kopf, sprang auf und nahm eine ehrsüchtige Haltung an. „Wenn Sie gefällig.“

Obwohl der Landstreicher kein Wort sprach, schien der jungen Dame die Fahrt sofort weniger langweilig. Es war auch ein eigenes Gefühl, einen Unbekannten von der Landstraße aufzuheben zu haben, ohne daß man wußte, wer er war. Vielleicht geschah es diesem Mann zum erstenmal, daß er neben einer schönen jungen Frau saß, und er träumte von Dingen, die er bisher nicht gekannt hatte. Die junge Dame lächelte. Es war so nett, sich in Gedanken ein kleines Abenteuer zusammen zu denken. Denn schließlich mußte sie ihn doch vor ihrem Haus absetzen, er würde den Gut gehen und ihr wieder begegnen.

Sie begann ihn mit ihren Freunden zu vergleichen. Der Chemiker war von einer fast unerschütterlichen Strenge. Der Architekt hatte einen Sprachfehler. Der Rechtsanwalt sagte immer übertriebene, andächtige Schmeicheleien. Die neben

Feinde / Skizze von Suzanne Tornwald

Ein kleines Tiroler Gebirgsdorf.

Die alte Kirche inmitten des Friedhofs übertrauben schweren Weingärten stand schlangelstürmt und hoch vor einem zartgrünen Himmel. Die Sonne war hinter westlichen Bergen verschwunden, tauchte östliche Bergspitzen in allerhand goldene Töne und hatte die Wollen rotrot gemalt, bis auf einen dicken Wollenberg, der schneeweiß dazwischen leuchtete, was absonderlich und sehr schön aussah. Ich kam durch das steinerne Friedhofstor und an der Totenkapelle vorbei.

Mein, ich kam nicht vorbei. Zwei Buben und ein Mädchen saß ich davor; sie hatten die kleinen Pfoten flach zum Gebet aufeinander gelegt und guckten andächtig. Eng beieinander unter den gleichen Blumen, vor den gleichen Kerzen und hinter demselben Weihwasserbecken standen zwei Särge.

„Wer...?“ fragte ich leise das Mädchen. — „Die etrunkenen Buben“, flüsterte sie geheimnisvoll zurück, „der kleine hat'n Großen reit'n wollen, do hot'n der Große mit'nomme.“

Dann tauchte sie einen Zweig ins Weihwasser, sprengte über die Särge und schlug ein Kreuz. „Griß Gott!“ weg waren die Drei, im Trab den Berg zum Dorf hinunter.

Ich stand ganz versunken in dieses furchtbare „Do hot'n der Große mit'nomme“, sah die brüderlich aufgebahrten Särge, ging dann langsam die paar Schritte zur Kirche weiter.

Die war leer. Dämmerung darin, Duft aller Weihrauches um die sorglos sich selbst überlassenen schöngestrichenen Geräte auf dem Altar. In den holzgerahmten Kästen über den Weichstühlen thronte aufgeschickte Sommergeheiß. Ich sah mich ins holzgeschmückte Gestühl am Mittelgang, so daß ich den Hochaltar im Rücken hatte, denn die Eingangstür unter der Orgel stand weit offen und räumte zusammengepackte Gräber unter schneebedeckten Kreuzen und dem grell flammenden Gelb eines Goldblechens. Dämmerung und Mythisches dieses fremden kleinen Gotteshauses spauerte mich ein.

Da hat ihn der Große mitgenommen... gleichmäßig, unaufhörlich wie Holzentzperlen glitten die Worte an mir vorbei, ohne daß sich mehr eine klare Vorstellung damit verband, nur etwas wie leiser Schauer. Ich erschauerte herab, als in dieser Versunkenheit tapfere Schritte vom Hochaltar zu mir herabkamen. Ich gefürchtete. Was sollte man schon von tapferen Schritten hinter sich denken, wenn man die offene Tür vor sich hatte? Sie hielten neben mir an. Eine Stimme sagte beruhigend: „Du wollest die Kirche zuschließen.“ Es war der Wesner, ein freundlicher Mann mit schwarzem Bart. Wir gingen. Er sperrte die Kirche zu. Als wir an der Kapelle vorbeikamen, fragte ich ihn, was es mit den beiden Buben auf sich habe.

Man stellt sich da unwillkürlich etwas Ekelhaftes oder Furchtbares vor. Aber hierzulande ist die Übergangszeit weiter gedauert. Der Schlichte... ist gewöhnlich und der Platten... schon einundzwanzig geworden, sagte der Wesner. Ob ich den See drüben im Talsee fenne, fragte er mich. Wohl, ich kannte ihn, hatte einmal darin geschwommen, es sei jedoch kein Vergnügen gewesen: Unterpflasterfelsen, die einem die Knie rigen, Wassererregung... So, so. Nun man solle das Schwimmen da lieber bleiben lassen, der See hätte schon manchen Buntergeblutet.

Ich sagte nichts dazu. Er sollte mir erzählen. Das tat er auch, wenn auch verkehrt herum, vom Ende her. Später stellte sich alles so dar: Der Platten... und der Schlichte... hatten, verchieden wie sie geschaffen waren, bestimmt nichts miteinander zu tun gehabt, wenn sie nicht nachbarn gewesen wären. Was man so nachbarn nennt, der Schlichte... thronte über den gestuften Mauern seiner Weinberge und über dem Wiesenhof vom Platten. Unten lag der See, jenseits der Glühwurz und eine Stunde weit vom Dorf. Man hatte talwärts denselben Weg, der über den Schlichte... führte. Man konnte sich also wohl oder übel nicht aus dem Wege geben. Dem Guido machte das wenig aus, aber in den Alois Platten fragte sich etwas Stilles, etwas Ungründliches, wenn er den Guido zu Gesicht bekam. Dabei sah er sanft und blond aus, dieser Alois, und ließ sich, was Leben, Schreiben und Religion anlangt, lebenslang nicht überbieten. Der kleine dagegen war ein rechter Dreißig mit feiner ewig flauselnden, hagegevidelten Peitsche und seinem Fahrrad, auf dem er in schauerhaft zugereichten Vederhöfen eine tolle Zoller den Weg talab kausste. Der ließ auf der Alm Kühe klähe sein, um nach Gedeck in die gefährlichsten Felsenwinkel zu kriechen. Mit dem See stand er auf du und du, wußte genau, wo der das Schwimmen erlaubte und wo nicht, und brachte tief ein paar Tagen der

Alte vom Ebenbüchhof die Krone voll Seerosen mit. Wofür ihm die Jita nach eigener Aussage „viel gern“ hatte.

Na, auf so einen Salobri, auf so eine grüne Kohna! wird man nicht eifersüchtig sein! Aber es ist einmal unangenehm, wenn einer all das kann, was man selbst nicht kann. Einer, der sieben Jahr weniger zählt. Es ist arg, so ein Jarter, Langaugelöffener zu sein, dem meistens der Rücken wehnt und der sich dazu auslachen lassen muß. Das besorgte der Guido gründlich und mit ganz unbeschwertem Gemüt. Immer war das so gewesen: als Fünftjähriger hatte er dem Zwölfsjährigen die Kapsel vor der Nase weggestohlen. Mit sieben ihn in Ungelegenheiten beim Kühe-Eintreiben gebracht. Mit zwölf den Zwölfsjährigen ins Heustadl gesperrt, was der oben im Sten mit seinem Buch vor der Nase erst gemerkt hat, als es mit Nachhessen und Morgenrot aus und gar war und er den Spott auf nüchternen Magen zu schlucken kriegte. Einzelheiten aus der Fülle der Ereignisse, die in einem jugendlichen schwer wegen wie im Wälderdaß ein schwerste diplomatische Verhandlungen. — Der Alois ließ sich auch nicht verdrängen, und wenn er von seiner Schwermut her dem andern einen Schaden tun konnte, dann tat er ihn. Zwischen diesen beiden, Alois und Guido, war eine feste Feindschaft ins Kraut geschossen. Guido und Hoß eifersüchtig, Verachtung andererseits.

Damit kamen der letzte Sonntag und die Dorfmusik beim Glühwurz und der reichliche offene Not, den der Alois als Sporn benötigte. Denn er machte sich nicht viel aus dem Tanzen (was dem Tanzen anzumerken war), dagegen viel aus der Jita und die ihrerseits aus dem Tanzen, so daß der Ring irgendwie durch den reichlichen offenen Not wieder geschlossen werden mußte. Wenn einer das Herz mit Liebe und den übrigen Menschen mit offenem Not einbezogen hat, gerät er in Feuer. Als die Musik begann, die Jita mit ihrem neuesten, spechotenen, halbgaren Kavalier aufzuziehen, der ihr die Seerosen heraufschaffen mußte, weil „der Alois's Wasser nur vom Buchschäbner her kenne tat“, stand er auf und sagte: „Ihr kommt's ja erleben, daß ich ihr d'Kof'n bringe tu!“ und begab sich auf der Stelle, geleitet von der Horde der sensationellsten Spötter, ans Werk.

Jenseits des Sees — er ist nicht breit, der See — wusch und putzte der „spechotene, halbgare Kavalier“ sein Rad. Es war eine Tätigkeit, der er sich mit Hingabe zu widmen pflegte. Er warf einige wohlwollende Bemerkungen herüber, als er erfuhr hatte, um was es sich handelte, und sah sich die Sache an. Der Alois ging vorsichtig tastend ins Wasser, da, wo er den Seerosen am nächsten war. „Du Rad!“, brüllte der Alois von drüben, „da kausst du mit ran, do veräuscht ja!“

Darum ging der Alois erst recht vor. Das Wasser ging ihm bald bis an den Hals. Dabei war die nächste Seerose immer noch gut zwei Meter weit ab; er mußte seine paar mühseligen Schwimmschläge wagen.

Währenddessen hatte der Guido drüben das Rad an einen Stein gelehnt, seine gefährlich flackige Wurz und das Hemd ausgezogen — was er sich ruhig leisten konnte, denn darunter sah ein für allemal die Badoche — und angefangen, zielbewußt auf den Alois loszukraulen. Im Augenblick, als der mit den langfingerigen Stengeln ins Handgemenge kam und schrie: „Hilf! Ich hot' mich! Ich verirr!“

„Du blöder...“ „Gimm! Di... hier, holt Er fisch! Ich jag Di scho auf!“

Was ist nun in dem Alois vor sich gegangen? War es Todesangst, die ihm den Verstand nahm? Nur, daß der andere, der junge, dieser Salobri wieder konnte, was er, der Alois, nicht konnte? Daß, der ihn über eigenes Leben und Sterben nur an die Verdrängung des anderen denken ließ? Neugierlich war es so: Der Alois packte fest mit beiden Händen um das Guido Kopf, zog ihn unter sich, verdrängte mit dem schlagenden, sich wendenden Körper zwischen grünem, verpöndelndem Geschieb, über dem sanft und trügerisch die weißen Rosen schwammen. Als man sie mit Stangen und Regen herausfischte, waren die beiden ineinander verknüpft, wie in unerlöschlichem Kampf.

Am nächsten Frühmorgen fand sie miteinander in einem Grab begraben. Ein wunderbarer verschwommener Herbstmorgen, die Berge in blauen Schleieren, durch die mit zarten Strahlenfingern die Sonne griff. Festlicher Glanz von vielen bunten Herbstblumen war über allen Gräbern.

Es ist ein Fingel über Alois Platten und Guido Schlichte. Auf den beiden schmalen Holzkreuzen stehen die Namen und „Ruhe in Frieden!“

Internationale Filmstars in Deutschland



Von links nach rechts: Lilian Gish, aus vielen Filmen bekannt als die bezaubernde Darstellerin zarter Frauen, gestalten, bei ihrem Kurzaufenthalt in Bad Nauheim. — Adolphe Menjou, berühmt als der eleganteste

Filmschauspieler der Welt, läßt sich bei seinem Aufenthalt in der Reichshauptstadt von einem Schupo den Weg zeigen.

Ihr aber sah ein Mensch, der von ganz unten kam und eben deshalb eine stärkere Wirkung ausübte, als ein Duzend ihrer uninteressanten gesellschaftlichen Bekannten. Er wurde weiter seine Schritte ziehen und doch nie wieder ganz unglücklich sein, da durch alle Nebel ihr Bild leuchtete. Die junge Dame wurde nachdenklich, und da sie in diesem Augenblick schon vor ihrer Villa ankamen, so sagte sie, ohne recht zu überlegen, noch aus diesem Nachdenken heraus:

„Wollen Sie mitkommen und eine Tasse Tee trinken?“

Der Landstreicher sah ihr lächelnd in die Augen.

„Gern“, antwortete er und folgte ihr an dem sprachlosen Stübchenmädchen vorbei. „Warten Sie einen Augenblick“, sagte die junge Dame, „ich gehe mich nur rasch um.“ Das Mädchen macht uns einfließen den Tee.“

Der Vagabund nickte und nahm gedehnt Platz.

Während die junge Dame sich in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie immer an ihren seltsamen Besuch. Ob es möglich war, diesen hübschen Burschen in Verwirrung zu bringen? Ob er aus einer Welt Abenteuer erzählen würde, die tief unter der ihren lag und Geheimnisse und Gefahren barg? Sie malte sich aus, wie sie ihren Freunden die fabelhafte Begebenheit mitteilte, spöttisch und übermütig sich an ihrer Entrüstung weidend. Der Architekt würde etwas von gedankenloseltem Leidenschaft murren, der Chemiker nur mißbilligend den Kopf schütteln und der Rechtsanwalt gereizt fragen, ob es Liebe auf den ersten Blick gewesen sei. Die junge

Dame beschloß, sich von keinem Abenteuer abhalten zu lassen. Endlich einmal etwas anderes! Man stand einem Menschen gegenüber, der einen als fremdartige Erscheinung einer anderen Welt empfinden mußte. Darin lag ein ganz besonderer Reiz.

Sie trat in das Zimmer, wo sie den Vagabunden gelassen hatte, und sah erschrocken, daß es leer war. Da hörte sie ein Geräusch aus der Bibliothek und ging rasch hinüber. Der Vagabund lag in einem der tiefen Lehnstühle, hatte ein Buch in der Hand und las.

„Interessieren Sie Bücher?“, fragte sie verwundert.

Sie nahm ihm den Band aus der Hand und lächelte. Es war ein ziemlich schwieriges philosophisches Werk, das diesem Vagabunden aus dem Volke kam etwas sagen konnte.

„Da haben Sie sich gerade das Unpassendste ausgesucht“, sagte sie, „leichte Lektüre steht in den anderen Büchern.“

Der Vagabund lächelte höflich und bescheiden. „Ich kenne das Buch. Von Zeit zu Zeit blättere ich ganz gern darin.“

„Wie?“

„Ja, ich habe dieses Buch vor Jahren selbst geschrieben.“

Die junge Dame stand sprachlos. Der Vagabund fuhr schüchtern fort: „Augenblicklich arbeite ich an einem neuen Werk über die Psychologie der Landstraße. Ist meine Verkleidung so eckig, daß Sie sich täuschen ließen?“

Die junge Dame antwortete empört: „Sie glauben doch nicht, daß ich mir witzige Landstreicher ins Haus lade?“

Abendrunde.

Leise schleicht sich die Finsternis in den zerlumpten Tag, wirft ihm unlesbare Schleiher über sein bleiches Gesicht.

Staumend verflummt die Stadt. Den Maschinen verlangen die Kräfte, Mühsam nur hilt der Schlot. Noch wallende Fahnen der Arbeit.

Stoden der Dörfer ringsum. Schiden dem Scheidenden Größe.

Zufendes Abendlied. Erstarrt in der Rehle des Vogels. Schreind flieht er zum Neste.

Und mit zahllosen Kerzen. Unfämen Himmel und Erde. Ihr Reich, des Verfun'nen gedent.

Aber lange noch wandeln. Menschen im Vann seines Beuchens. Das sich nach schwerem Abschied. Ihn erst ganz offenbart.

Max Bittich.

Das Stübchenmädchen brachte den Tee.

„Legen Sie besondern Wert darauf, daß ich Ihnen beim Tee Gesellschaft leiste“, fragte die junge Dame unbedächtig, „ich habe wahnsinnig viel zu tun. Entschuldigen Sie mich. Gute Reise und schönen Erfolg!“

Die junge Dame ging in ihr Schlafzimmer und geriet wütend ihr Taschentuch.

„Intellektuelle sollte man umbringen“, dachte sie, „als verfluchen uns jedes Erlebnis.“

Ein Glüd, daß man seine Phantasie hat! Sie beschloß jedenfalls, dem Architekten, dem Chemiker und dem Rechtsanwalts die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich hätte abgespielt können.

Das Rennen.

Skizze von Paul Richard Hensel.

Wie mühfam gebändigte Ungeheuer standen die Rennwagen vor der Startlinie. Die Fertigungsteure sprachen lebhaft miteinander. Filmoperatoren hatten ihre Stativ aufgestellt, und von den Tribünen kam ein Stimmengewirr, das die kaum beachtete Musikpelle fast überbot.

Die Fahrer, die zu dem Rennen starten wollten, verhielten sich schweigend. Was sollten sie sich sagen? Sie kamen aus verschiedenen Ländern, und jeder hatte denselben Ehrgeiz und dasselbe Ziel. Nur der kleine Holländer, der schon im Training 200 Stundenkilometer aus seinem blauen Wagen herausgeholt hatte, sagte bestimmt zu dem neben ihm stehenden Deutschen: „Die Bahn sah in den letzten Tagen besser aus — ohne diesen Betrieb.“

Werner Luz, der blonde Führer des Wagens 12, sah verwundert auf: „Vieles Koolge, Nervosität dürfen wir uns jetzt nicht gestatten!“

Der Rest der Zigarette flog in den Sand. „Ich verliere nichts.“

Dies Wort machte Luz nachdenklich. Unter all den festlich gekleideten Menschen hier waren sie, die Rennfahrer, allein. Niemand hatte sich aus der Heimat einen Mitgebrach, der ihm nahe stand. Wer mit einem Genickbruch rechnen muß, bleibt immer einsam, mitten unter den vielen, die an solchen Tagen auf die eine oder andere Art einen Gewinn suchen. Und wie leicht war dadurch nur diese Einsamkeit der letzten Kraft möglich!

Aber um nichts in der Welt hätte Luz jetzt antworten mögen: „Ich habe eine Frau zu verlieren.“ Denn diese Frau fehlte unter denen, die jetzt den Fahrern die Hände schüttelten. Sie war von Anfang an gegen dies Unternehmen gewesen. Und alle Argumente — die große Chance, die sich bot, die Möglichkeit einer glücklichen Werbung nach dem ersten nicht sorglosen Jahr der Ehe, die Notwendigkeit, viel daran zu setzen, um etwas zu gewinnen — stimmten die Frau nicht an. Sie sah nur das Abenteuer, das Vulkanspiel, und ihr Herz lehnte sich dagegen auf.

Luz, der schon seit dem Morgen bei seiner Maschine war, verstand das nicht. Er hatte Übung und Ehrgeiz genug, um ein ein Wagnis herauszugeben, und wenn vielleicht auch ein wenig Abenteuerlust dabei war — er tat es doch nicht für sich allein. Bis um zwei Uhr hatte er noch mit Hilbes Kommen gerechnet. Jetzt rückte er entschlossen den Gürtel über dem weichen Overall fest. „Nun gut — also dann...“

„Ich amachendes Heulen der Motoren rief die Zuschauer an die Schranken. Wie ein Blitz waren die ersten Wagen vorbeigekommen. Vom Auge wahrgenommen. Wahnwitz! war der erste Gedanke — übermenschlich! — Meistliche und Uhren wurden gezückt — minutenlanges Warten — und unbewußt in jedem die Ahnung vielleicht: Hier fährt der Tod — bis nach der dritten Runde die Blide schon freitlich und beherzt den Wagen folgten. Der blaue Wagen des Holländers hatte die Führung, das Feld war schon weit auseinandergezogen. Und die Sonne schien über den grünen Gängen, die das weiße Band der kurvenreichen Rennstrecke einrahmten.

Nach der sechsten Runde flirrte das Gerücht von einem Unfall durch. Seltige Blide auf die Starterliste. „Der Wagen fehlt!“ Ein paar Wagen furten vorüber — „Nummer 12 kommt auch nicht mehr — der Luz — was ist denn los?“

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Rennens kam Werner Luz von dem lärmenden Treiben vor dem Klubhaus frei. In der Halle seines Hotels erwartete ihn seine Frau, unbefürchtet um die Fremden hing sie an seinem Hals, die Stimme versagte ihr. Und zwischen Tränen und Lachen löste sich ihre Spannung in einem unablässigen „Du... Du...“

Reporter und Fotografen umdrängten Luz. „Morgen“, bat er, „bitte morgen...“

Dann, als er mit der Frau allein war, fragte er leise: „Warum bist Du nicht gekommen?“

Sie sah ihn an, immerfort sein Gesicht streichelnd: „Heute mittag hielt ich die Uhr an. Ich wollte die Stunde nicht wissen, wenn der Tod neben Dir ist; ich wollte nicht daran denken, daß ich Dich verlieren kann. Aber als ich dann hörte, daß Du als Zweiter durchs Ziel gekommen bist, hat es mir weh, daß ich nicht bei Dir war.“

„Nicht doch“, sagte er ein wenig verwirrt, „nicht doch.“

Er dachte an die Fahrt zurück, an die unbefriedigende Lösung und das innere Abschiednehmen von allem Leben, und es war ihm, als blide er in eine tiefe, dunkle Kluft zurück. Nun war er zu Hause, eine Frau hatte um ihn gebangt, sie war ihm jetzt nahe, und sie war das Leben.

Und langsam tauchte in ihm die Erkenntnis auf, daß, wenn es um Heimat und Frieden geht, es noch einen anderen Einfluß gibt als — das Wagnis einer Stunde. Lange saßen sie an diesem Abend zusammen und bauten, sich an den Händen haltend, mit Wünschen und Hoffnungen schrittweise sich eine neue Welt.

Er hatte sich müde und erschöpft ausgeschreckt, als die Frau noch die letzten Nachrichten von dem Rennen durch den Rundfunk hörte.

Werner Luz, seit der vierten Runde führend, ließ sich den sicheren Sieg dadurch entgehen, daß er — als erster — an der Unfallstelle des Holländers Koolge hielt, um zu dem Schwerverletzten zu eilen.“

Die Frau schaltete aus. Wer anderen half, war kein Abenteuer. Ihre Hand strich zärtlich über den Kopf des Mannes. Sie wußte jetzt, daß sie bei ihm geblieben war.